

Im Reiche des Sonnengottes : Reise durch Ecuador und das östliche Peru [Fortsetzung]

Autor(en): **Hintermann, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **31 (1927-1928)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663481>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mittel reichen, wird unverzinsliches Geld ausgeliehen, den Bauern Saat Korn beschafft, für die armen Kinder das Schulgeld zur Verfügung gestellt, andere werden in die Lehre gegeben. Englische Hilfsgelder weiß er mobil zu machen. Seine Haupt Sorge aber gilt der Jugend, die er nicht verkommen lassen will und die er aufliest, wo er sie findet, um sie dann bei Pfllegeeltern oder Handwerksmeistern unterzubringen. Seine Anstalt, die er im eigenen Hause einrichtet, besteht aus einer Sonntagsschule, in der den Lehrlingen Unterricht erteilt wird. Falk bleibt auf diese Weise der Zentralpunkt, um den das Leben seiner Findlinge kreist. An ihn haben sich Meister, Pfllegeeltern und Kinder zu wenden. In einem Aufruf an die weimariischen Landstände und das deutsche Volk sagt er: „Unsere Anstalt handhabt drei Schlüssel; erstens den Schlüssel zum Brotschrank, zweitens den Schlüssel zum Kleiderschrank, drittens den Himmelschlüssel. Und sobald der letzte nicht mehr schließt, so stockt es auch desgleichen mit den beiden ersten.“

Tätiges Christentum überall und ein sozialer Wille, der seiner Zeit weit vorausseilte, ist in Falk lebendig. Er geht bald noch weiter und läßt unbemittelte Schüler, die nach Charakter und Begabung dazu geeignet sind, als Landlehrer ausbilden. Sprechschulen, eine

Spinnanstalt, eine Strick- und Nähsschule werden errichtet. Der Gesang als Erbauungsmittel wird besonders gepflegt. Und dieser Pflege verdanken wir auch unser Weihnachtslied. Als Geldsorgen das Institut immer mehr bedrängen, wendet sich Falk schließlich auch an die Landstände. Aber nicht allein, daß ihm der erbetene jährliche Zuschuß abgeschlagen wird, auch die zwei Jahre hintereinander bewilligte Unterstützung von 500 Talern wird ihm entzogen. Und warum? Weil man glaubte, er entzöge dem Ackerbau zuviel Kräfte und — weil man keine fremden (!) Kinder im Lande wollte. Und dieser Engstirnigkeit gegenüber die umfassende Liebe Falks: „Könnte ich doch alles versorgen, was von armen Kindern am Rhein, an der Elbe, an der Donau in der Irre umherläuft.“

Als er sein Haus aufgeben und dafür eine halbverfallene Burg beziehen muß, die nicht Raum genug für seine Zöglinge hat, faßt er den Entschluß, aus eigener Kraft der Anstalt ein neues Haus zu bauen. Die 200 Gesellen, die aus der Anstalt hervorgegangen sind, sollen es ausführen. Die alte Burg wird gekauft, und die Arbeit beginnt. „Ein frommes Denkmal der verhängnisvollen Zeit“ hat der Wohltäter nicht zuletzt sich selbst gesetzt. Am 14. Februar 1826 stirbt der tapfere Kämpfer und tätige Christ.



Im Reiche des Sonnengottes.

Reise durch Ecuador und das östliche Peru.

Von Dr. H. Hintermann.

(Fortsetzung.)

5. Kapitel.

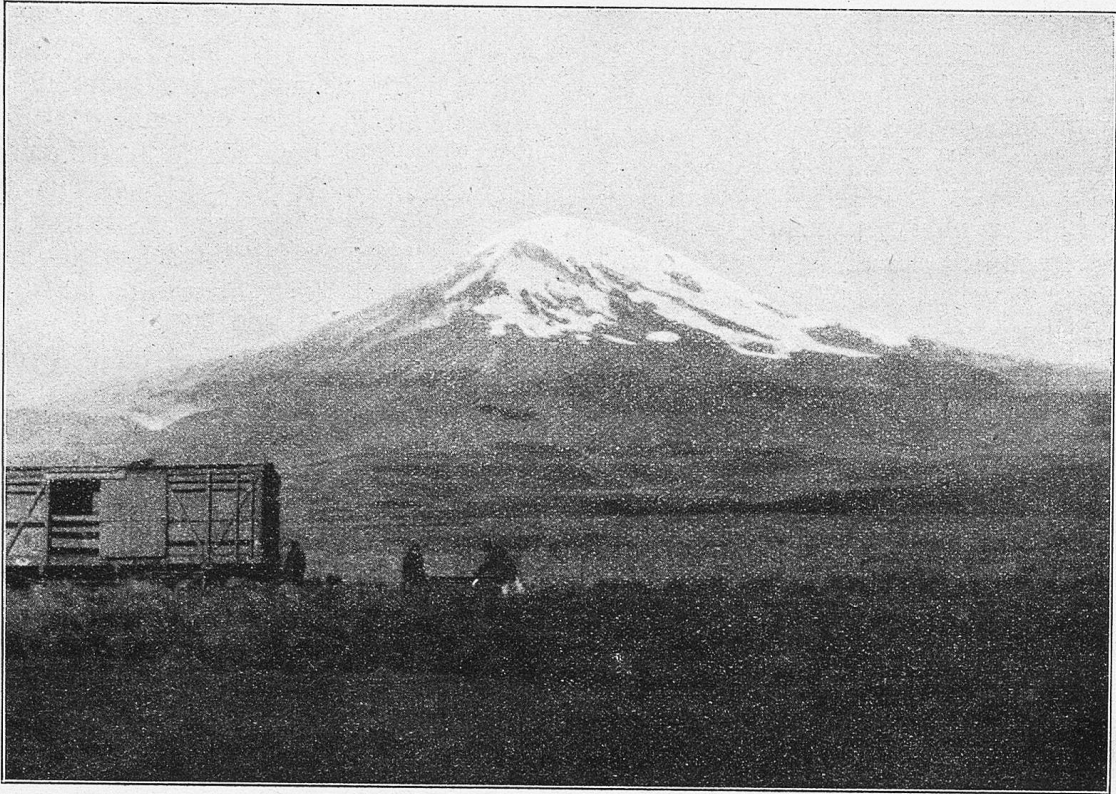
Lunguragua und Chimborazo.

Im Schneesturm auf eisiger Höhe.

Ursprünglich hatte ich die Absicht, vor der Weiterreise nach dem ecuadorianischen Oriente von Riobamba aus einen Abstecher nach dem

in der Ostfordillere zwischen Sangay und Cotopaxi gelegenen Lunguragua zu unternehmen. Der Lunguragua ist trotz seiner 5087 Meter ein unschwer zu ersteigender tätiger Vulkan, der, wie wir in einem späteren Kapitel noch sehen werden, gleich dem Chimbo-

*) Titelbild: Topfhändler aus dem alten Ecuador.



Blick vom höchsten Punkte der Bahnlinie (zirka 4000 Meter) auf den 6310 Meter hohen Chimborazo.

razo eine große Rolle in den religiösen Vorstellungen der indianischen Urbevölkerung spielte. Im allgemeinen sind Bergtouren in den Anden Südamerikas bedeutend umständlicher und zeitraubender als in den Alpen. Da die größeren Gipfel meist in bedeutenden Entfernungen von den Ortschaften liegen und man im Paramo, d. h. in der Hochsteppe, um den Berg herum im günstigsten Falle nur einsame Hatos oder Grasshütten der Viehhütenden Indianer antrifft, braucht man ein oder mehrere Maultiere, um Zelt, Brennmaterial, Lebensmittel und sonstige Ausrüstung bis in die nötige Höhe hinauf mitzuschleppen. Nun hat schon der mehr oder weniger gebildete Ecuadorianer für solche Unternehmungen gewöhnlich wenig Interesse. Er begreift nicht, wie man ohne zwingenden Grund, d. h. aus rein wissenschaftlichem oder sportlichem Interesse sich in diese Einöden hinauf begeben kann. Zum Teil ist das auch verständlich, denn in der dünnen Luft der großen Höhen hört das Bergsteigen tatsächlich auf, ein Vergnügen zu sein. Die gefürchtete Soroche, d. h. die Bergkrankheit, die die meisten schon in Erhebungen über 4500 Meter befällt, kann derart unangenehm werden, daß es stets eine starke Willens-

anstrengung, ein bewußtes Zusammenreißen aller Kräfte braucht, um in noch größere Höhen vorzudringen. Des ferneren muß man sich vergegenwärtigen, daß auch bei uns die Zeit nicht allzuferne liegt, wo die Bergwelt in ihrer rauhen Schönheit nur von einzelnen erfasst wurde, der großen Masse aber vorwiegend Furcht und Schrecken einflößte.

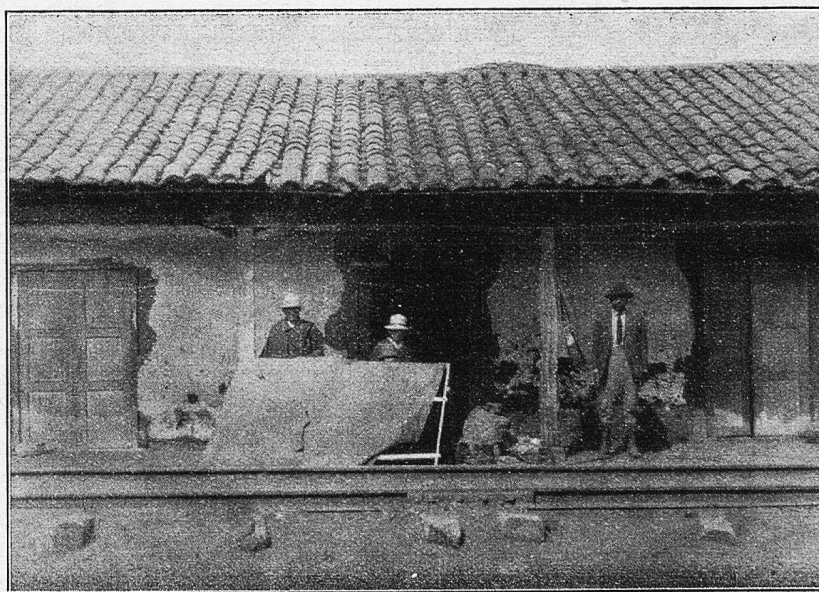
Und wenn schon dem gebildeteren Ecuadorianer der Sinn für größere Bergtouren abgeht, so erst recht dem unwissenden Indianer. Zwar sind sie äußerlich längst Christen geworden, allein dessenungeachtet spielen ihre seit Jahrhunderten überlieferten abergläubischen Vorstellungen, namentlich solche, die sich auf den feuerspeienden Tunguragua und den gletscherbedeckten Chimborazo beziehen, in ihrem Leben noch eine große Rolle.

Wie sehr die Indianer der Umgebung Riobambas vor größeren Bergtouren zurückschrecken, sollte ich gleich am Tage nach meiner Ankunft und zwar in recht unliebsamer Weise erfahren. Um keine Zeit zu verlieren, begab ich mich schon am folgenden Morgen auf die Suche nach einem Arriero, der bereit wäre, mit einem oder mehreren Maultieren meine Ausrüstung in möglichst große Höhe den Tunguragua hin-

auf zu schleppen. Arrieros mit Maultieren und Eseln gab es in Menge. Sie erklärten sich auch sofort bereit, die gestellte Aufgabe zu übernehmen, waren aber dabei stets der Meinung, daß sie die Sachen nur bis an den Fuß des Berges zu befördern hätten. Sobald sie jeweilen vernahmen, daß mir damit nicht gedient sei, sondern daß sie vielmehr in möglichst große Höhe hinauf mitkommen sollten, schüttelten sie mißbilligend die Köpfe und erklärten rund heraus, daß sie zu einem derart unverständlichen Unternehmen nicht zu haben seien. Es half nichts, daß ich das Doppelte von dem ursprünglich geforderten Preise versprach, sie ließen sich auf keine weiteren Verhandlungen ein, sondern suchten schleunigst sich selbst und ihre gefährdeten Tiere vor dem nach ihrer Ansicht offenbar nicht ganz normalen Fremden in Sicherheit zu bringen. Ein im Orte ansässiger, gebildeter Europäer riet mir nun, ich solle das Projekt lieber aufgeben und dafür einen Abstecher nach dem ebenso interessanten Chimborazo unternehmen, da dieser direkt an der Bahnlinie liege und infolgedessen viel leichter zu erreichen sei als der viel weiter entfernte Tunguragua.

Der Chimborazo, der 1880 zuerst von dem Engländer Whymper in Begleitung zweier schweizerischer Bergführer, der Bettern Carrel, und 1903 von Hans Meyer erstiegen wurde, ist ein in der Westkordillere liegender längst erloschener Trachtvulkan. Der fünfgipflige, in seinen obersten Teilen völlig vergletscherte Berggrieß erreicht eine Höhe von 6310 Meter. Da jedoch der eigentliche Fuß des Berges nahezu 4000 Meter hoch liegt, macht er auf den Beschauer keineswegs jenen überwältigenden Eindruck, wie man dies aus seiner großen Erhebung über Meer etwa schließen könnte. Was nämlich beim Anblick eines Berges den stärksten Eindruck macht, ist nicht seine absolute, sondern allein seine relative Höhe. Dazu kommt noch, daß die Schneegrenze infolge der großen Höhe des Äquators und der damit zusammenhängenden starken Sonnenbestrahlung gegen die 4800 Meter hinaufgerückt ist.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Riobamba fuhr ich nun im Frachtwagen eines eben abgehenden Güterzuges hinauf nach der unmittelbar am Fuße des Chimborazo in etwa 3600 Meter Höhe gelegenen Wasserstation Luisa. Die Fahrt dorthin bot wenig Interessantes. Die Felder zu beiden Seiten der stark ansteigenden Bahnlinie sind zum größten Teil mit Vulkanstaub bedeckt, und nur von Zeit zu Zeit tauchte ein einsames, von Agavenhecken umsäumtes Gehöfte mit einigen bebauten Feldern auf. In Luisa selbst war außer dem riesigen Wassertank, einem hölzernen Güterschuppen und einer elenden Hütte, die als Wohnung für die beiden Telephonisten und die Familie eines Bahnwärters dient, keine menschliche Siedelung sichtbar. Enttäuscht lud ich meine Ausrüstung, soweit ich sie nicht für die Weiterreise nach Quito vorausgeschickt hatte, aus dem Wagen und legte die Sachen neben dem Bahngleise auf die Erde. Mit schrillum Pfiffe fuhr der Zug weiter und ich machte mich auf die Suche nach dem Bahnwärter, der hier wohnte. Nach den Angaben, die man mir in Riobamba unten gemacht hatte, sollte der Mann nämlich über einige Lasttiere verfügen und sein spärliches Einkommen durch gelegentliche Dienste als Arriero zu verbessern suchen. Es dauerte auch nicht lange, so fand ich ihn und brachte ihm mein Anliegen vor. Er erklärte sich sofort bereit, ein gutes Maultier zu stellen und gleich am folgenden Tage mitzukommen. Der Preis, den er für die etwa einwöchentliche Tour forderte, war



Station Luisa: Vorbereitung zum Aufstieg nach dem Chimborazo.

allerdings nach ecuadorianischen Begriffen ein sehr hoher. Der Mann war offenbar der Auffassung, daß ein Reisender, der zu solchen Zwecken so weit herkomme, zum mindestens Millionär sein müsse; allein ich war so erfreut, endlich einen Begleiter gefunden zu haben, daß ich mich ohne weiteres mit dem geforderten Preise einverstanden erklärte.

Das Leben, das die Leute in der abgelegenen Gegend da oben führen, ist ein recht einförmiges. Nur die Personenzüge, die zweimal wöchentlich vorbeikommen und der Wassereinnahme wegen gewöhnlich längere Zeit halten, bringen etwas Abwechslung und einige Verdienstmöglichkeiten. Die Wohnung, in die ich nunmehr eintrat, bestand nur aus einem einzigen Raume. Diesen Zimmer zu nennen, wäre eine starke Übertreibung gewesen, denn er diente als Küche, Wohn-, Ess- und Schlafraum zugleich, und war derart mit allem möglichen Gerümpel erfüllt, daß man kaum hindurchkommen konnte.

Wir vereinbarten nun, daß der Aufbruch am folgenden Morgen schon um vier Uhr erfolgen solle, und die Frau bereitete noch einigen Proviant zum Mitnehmen, sowie den landesüblichen *Locro* (Kartoffelsuppe) für das Nachtessen. Inzwischen benützte ich meine Zeit zu einem kleinen Abstecher in die Umgebung. Die Sonne war am Untergehen und beschien mit ihren letzten Strahlen die Spitzen des in der Ostfjordillere gelegenen Cerro Altar oder Collanes. Seine drei zackigen, über 5000 Meter hohen Gipfel sind nichts anderes als die Umrandung eines riesigen Kraters, dessen Boden jetzt ein Gletscher erfüllt. Dieser regelmäßige und leicht zugängliche Krater gewährt vor allem einen interessanten Einblick in die Art, wie die Vulkanberge Ecuadors dem Grundgebirge aufliegen. Die Ebene rings um die Wasserstation herum ist meistens Arenal, d. h. Sandwüste. Nur an den sonnig gelegenen Abhängen finden sich noch bis ziemlich weit hinauf einzelne Kartoffel- und Gerstenfelder. Gegen Nordwesten zu hob sich das schwere Massiv des Chimborazo scharf gegen den hellen Abendhimmel ab und weiter nördlich, nur durch die breite Paßeinsenkung des Abraspungo von ihm getrennt, strebten die scharfkantigen Spitzen des 5106 Meter hohen Carihuairazo empor. Gleich seinem Nachbar ist auch der Carihuairazo ein eisbedeckter erloschener Vulkan, der jedoch durch das heftige

Erbeben vom 29. Juni 1699 zerrissen wurde, wobei sich ein ungeheurer Schlammstrom in das unmittelbar an seinem Fuße gelegene Hochbecken von Ambato ergoß.

Im großen ganzen jedoch ist der Anblick, den die beiden Kordillerenketten dem Reisenden bieten, keineswegs so imposant wie etwa der Anblick der europäischen Alpen. Die Ursache hiefür liegt vor allem in dem Umstande, daß die einzelnen schnee- und gletscherbedeckten Bergriesen der südamerikanischen Anden viel zu weit auseinanderliegen, um von dem Auge als einheitliche und zusammenhängende Gebirgskette erfaßt werden zu können.

Wie ich vorausgesehen hatte, konnte der Aufbruch am folgenden Morgen, statt um vier Uhr, erst gegen Mittag erfolgen. Zunächst gab's mit dem Führer noch verschiedene unliebsame Auseinandersetzungen. Als nämlich die Carga verladen werden sollte, kam statt der vereinbarten Lastmula ein ganz gewöhnlicher Esel zum Vorschein. Natürlich war dieser nicht imstande, sämtliche Sachen zu tragen, allein mein Protest blieb völlig fruchtlos. Der Mann erklärte mir unverfroren, wenn er nur über einen Esel verfüge, so könne er beim besten Willen keine Mula stellen. Diese Logik war absolut einwandfrei. Allein auf meine Frage, warum er denn gestern eine solche versprochen habe, blieb er mir die Antwort schuldig. Schließlich einigten wir uns dahin, dem Esel vorläufig die ganze Last aufzubürden und bei der nächsten Hacienda noch ein Lama hinzu zu mieten.

Als wir endlich aufbrechen sollten, entstand eine neue Verzögerung. Der Führer bestand nämlich unmittelbar vor dem Wegmarsche plötzlich darauf, daß ihm der Lohn für die acht Tage zum voraus ausbezahlt werde, da seine Frau dringende Einkäufe in Riobamba unten zu machen habe. Auf dieses Ansinnen wollte ich mich aus begreiflichen Gründen nicht einlassen, sondern erklärte ihm offen, daß ich unter solchen Umständen auf einer andern Hacienda einen geeigneten Mann suchen werde. Daraufhin wurde der Führer plötzlich weich, und wir einigten uns auf die Vorauszahlung der Hälfte. Ich suchte nun unter meinen *Sucres*-Noten die dreißig besterhaltenen heraus, aber die Frau, die sie in Empfang nehmen sollte, lehnte die zerfetzten, von Schmutz starrenden Dinger dankend ab mit der Bemerkung: „*Esta moneda vale nada*“. (Dieses Geld ist nichts wert). Erst

nachdem ich noch einige weitere dieser ekel-
erregenden Fesen dazugelegt und feierlich ver-
sprochen hatte, die unverwendbaren nach mei-
ner Rückkehr zu ersetzen, ließ sie sich endlich
herbei, die Zahlung anzunehmen.

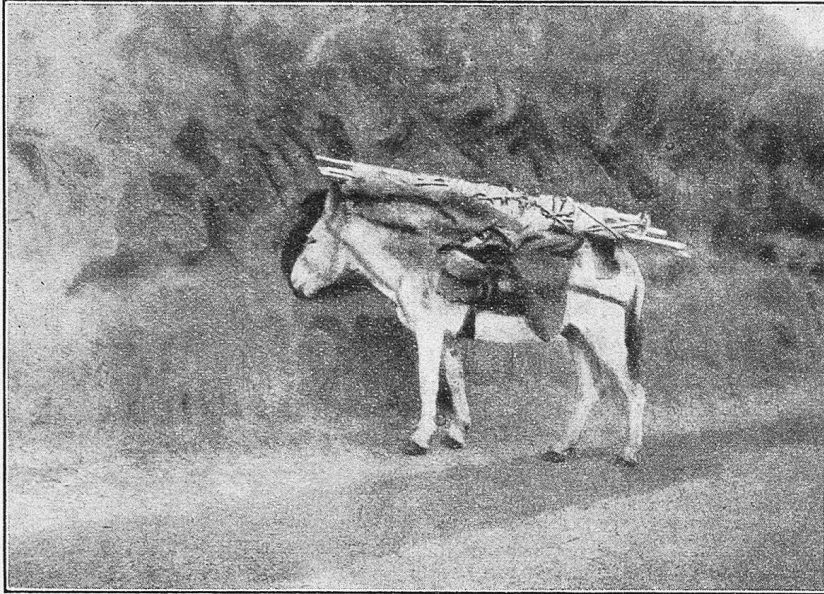
Beim Abschiede selbst brach die Frau ob des
gefährlichen Unternehmens, das wir vorhatten,
in Tränen aus. Sie hing sich ihrem Manne um
den Hals und wollte ihn gar nicht ziehen lassen.
Auch die Kinder heulten mit, obschon sie gar
nicht wußten, worum es sich handle. Nicht ohne
Mühe brachte ich den Mann endlich los, und
wir zogen hinter unserem Lastesel her dem
Chimborazo zu. Das Wetter hatte sich etwas
geklärt, doch blieb der Berg selbst bis in den
Spätnachmittag unsichtbar. Da der Camino
real, d. h. die große Landstraße, nicht direkt an
Luisa vorbeiführt, schlugen wir zunächst einen
schmalen Feldweg ein, der die verschiedenen Ge-
höfte bis zur Hacienda Chuquipoquio mitein-
ander verbindet. Nach etwa einer Stunde, wäh-
rend der wir stets zwischen dichten Agavenhecken
hindurchmarschiert waren, erreichten wir das
Gehöft, wo das Lama gemietet werden sollte.
Mein Führer holte das Tier, und die Lasten
wurden umgepackt. Natürlich war ich neugierig,
wie sich dieses neue Lasttier in der Praxis
bewähren werde.

Schon in der Ebene von Riobamba unten
war ich Zügen dieser eigenartigen Tiere begeg-
net und ich mußte Kollberg Recht geben, der sie
folgendermaßen beschreibt: „Nichts sieht schöner
aus als ein Zug dieser schwarzen, braunen,
roten, weißen oder buntgefleckten dickwolligen
Tiere, wenn sie mit einer etwa einen Zentner
schweren Ladung auf dem Rücken, eines hinter
dem andern, in der größten Ordnung einher-
schreiten, angeführt von dem Leittier, das man,
wenigstens in früheren Zeiten, mit einer schön
gezierten Halfter, einem Glöckchen und einem
Fähnlein auf dem Kopfe zu schmücken pflegte.
So ziehen sie die schneebedeckten Gipfel der
Kordillere hinan, auf Wegen, wo selbst Maul-
tiere schwerlich fortkommen möchten. Dabei
sind sie so folgsam, daß ihre Treiber keiner
Peitsche bedürfen, um sie zu lenken oder vor-
wärts zu bringen; aber beständig blicken sie mit
scheuer Neugier nach allen Seiten umher, und
wenn sich ihnen plötzlich eine fremdartige Er-
scheinung nähert, die ihnen Furcht einflößt,
dann zerstreuen sie sich im Nu, und die armen

Führer haben alle Mühe, sie wieder zusammen
zu bringen.“

Nun als eine solch „fremdartige, furcht-
erregende Erscheinung“ mochte ich selbst unse-
rem Lama vorgekommen sein, denn kaum hatte
ich mich dem von seinem Herrn persönlich be-
packten Tiere genähert, um es am Stricke fort-
zuführen, so rannte es auch, seine Ladung ab-
werfend, in wilden Sprüngen zur Hacienda zu-
rück. Als es von neuem eingefangen und be-
laden werden sollte, hielt ich es am Kopfe fest
und suchte es durch fortgesetztes Streicheln zu
beruhigen. Meine Liebesmühe war aber an
die unrechte Adresse gekommen, denn während
ich mich zu ihm niederbeugte, spuckte es mir
plötzlich in höchst gemeiner Weise seinen Spei-
chel samt einer gehörigen Ladung wieder her-
aufgewürgten Grases ins Gesicht. Daß es sei-
nen Namen „Schaffamel“ nicht mit Unrecht
führte, sollte ich übrigens noch am gleichen Tage
erfahren.

Um das Tier an uns zu gewöhnen, kam der
Besitzer noch ein Stück weit mit, und während
das Lama so, ohne weitere Schwierigkeiten zu
machen, hinter dem Esel einher spazierte, ent-
fernte sich der Mann unbemerkt. Vorerst ging
denn auch alles wie am Schnürchen, und ich
freute mich sehr, daß wir an dem Tiere eine so
wertvolle Hilfe gewonnen hatten. Nach etwa
dreistündigem Marsche erreichten wir endlich die
in 3628 Meter Höhe gelegene Hacienda Chuqui-
poquio. Sie liegt malerisch vor einem kleinen
Eucalyptuswäldchen und besitzt ein recht statt-
liches Herrenhaus. Mein Führer meinte, wir
sollten eintreten und uns dem Besitzer vorstel-
len. Allein da unsere kleine Troja so schön im
Zuge war und ich an dem Fuß des Berges noch
am gleichen Tage möglichst weit hinauf kom-
men wollte, zogen wir, ohne zu rasten, vorbei
und erreichten wenig oberhalb der Hacienda die
Bahnlinie und den Camino real, die berühmte
Heerstraße, die sich seit ältesten Zeiten von der
peruanischen Grenze her gegen Quito hinauf-
zieht. Der Camino real besitzt stellenweise eine
ganz beträchtliche Breite, ist aber durchweg in
einem geradezu erbärmlichen Zustande. Eigent-
lich erkennt man ihn nur daran, daß er ohne
die rundherum vorhandene Grasnarbe ist. Der
Boden besteht aus vulkanischem Tuff und weist
auf dem Camino selbst infolge der häufigen
Regengüsse oft metertiefe Furchen auf. Wäh-
rend man zur Not noch reiten kann, scheint ein



Aufstieg zum Chimborazo. Der erdefressende Esel.

Fahren mit Wagen oder gar Automobilen auf ihm völlig ausgeschlossen. Der Name Camino real hat eigentlich zwei Bedeutungen. Einmal kann man ihn übersetzen als „königlicher“ und zweitens als wirklicher, d. h. tatsächlich vorhandener Weg. Auf alle Fälle aber ist der Ausdruck, sofern man ihn wenigstens nicht ironisch auffassen will, durchaus unzutreffend. Sein Zustand ist nämlich alles andere als königlich und an den meisten Stellen wäre es für den Verkehr besser, wenn dieser „wirkliche“ Weg gar nicht vorhanden wäre.

Trotz des miserablen Zustandes herrscht aber auf dieser Hauptstraße ein Verkehr, der ungeachtet der Eröffnung der dieselbe Richtung verfolgenden Guayaquil-Quito-Eisenbahn an Lebhaftigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Der Fremdling, der an gewissen Stellen den Camino real zum ersten Mal betritt, glaubt sich direkt an einen Maskenball oder in ein Theater versetzt. Im Hundetrab ziehen Dutzende der malerisch und abenteuerlich gekleideten Indianer und Indianerinnen mit schweren Lasten auf dem Rücken an ihm vorbei, und Lama-, Maultier- oder Eselkarawanen wechseln in bunter Folge mit Ziegen-, Schaf- und Rinderherden, die von eifrig ihre Spindeln drehenden Frauen oder Kindern zur Weide auf den Paramo getrieben werden.

Merkwürdigerweise sieht man an all den Stellen, wo sie senkrecht nach der Straße abfallen, eine Menge Löcher in den Luffwänden. Eben wollte ich mich bei meinem Führer nach

der Entstehung der sonderbaren Vertiefungen erkundigen, als unser Lastesel plötzlich vor einer solchen stehen blieb und eifrig von der graubraunen Erde zu fressen anfang. (Siehe Abb.) Auch Schafe, Lama und Rinder bemerkte ich an verschiedenen Stellen bei der gleichen Tätigkeit. Wieso die Tiere dazu kommen, Erde zu fressen, konnte mir nicht mit Sicherheit erklärt werden. Vermutlich enthält der Boden gewisse Salze, die zu der auffallenden Gewohnheit geführt haben. Den vielen Hunderten von großen Löchern nach zu schließen, die man überall in den Luffwän-

den herausgefressen sieht, muß die Menge der von den Tieren verzehrten Erde jedenfalls eine ganz beträchtliche sein.

Das interessante Zwischenpiel mit dem erdefressenden Esel hatte übrigens die unangenehme Folge, daß unsere kleine Karawane in arge Unordnung geriet. Das Lama, dem wir immer noch zu wenig vertrauenerweckend aussehenden mochten, riß plötzlich aus, und während wir uns eine Viertelstunde lang bemühten, es wieder einzufangen, benützte der unbewachte Esel die Gelegenheit, sich abwärts in der Richtung seines heimlichen Stalles zu verziehen. Das Einfangen der beiden Ausreißer war kein Vergnügen, denn in fast viertausend Meter Höhe ist die Luft so dünn, daß jeder kleine Lauffschritt, namentlich bergauf, Herzklopfen und Atemnot zur Folge hat.

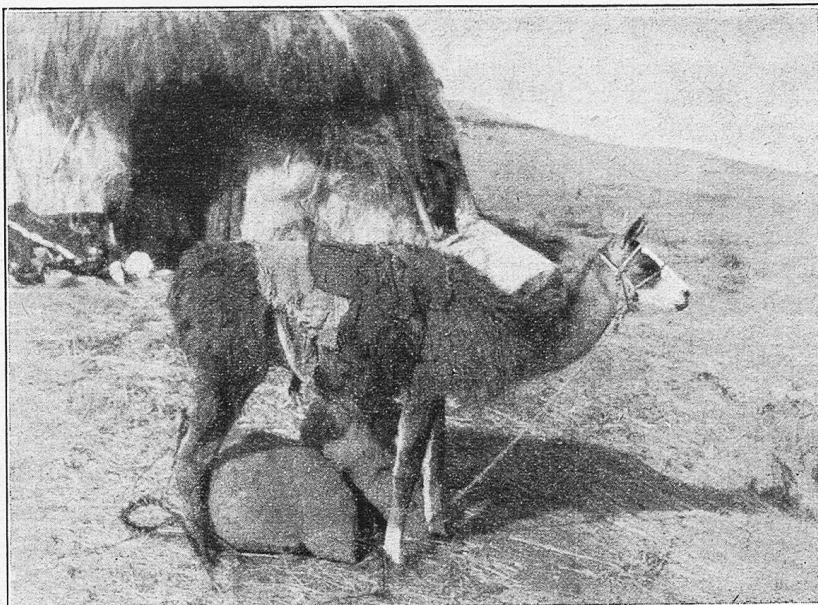
Nachdem die beiden Tiere endlich wieder beisammen waren, zogen wir schräg aufwärts dem Abraspungopasse zu, der zwischen dem Chimborazo und dem Carihuairazo nach dem pazifischen Tieflande hinüberführt. Leider waren die beiden berühmten Bergriesen in dichte Wolken gehüllt, und von der Paßseinführung selbst wälzten sich schwere Nebelschwaden gegen uns herab. Die Temperatur sank innerhalb einer Stunde von fünfzehn auf zwei Grad hinunter und zu allem Glend jagten uns heftige Windstöße eiskalte Regenschauer ins Gesicht.

Da ich keine Lust hatte, mich im Nebel in der Bergeinöde zu verlaufen, beschloß ich, für diesmal Halt zu machen und das Zelt aufzu-

schlagen. Mein Führer, dem die Aussicht, in dem dünnen Zelte eine kalte Regennacht zu verbringen, offenbar nicht behagte, fand jedoch bald eine leerstehende Grasshütte, in der wir besser geschützt waren.

Der Unterschlupf, der keine eigentliche Türe besaß und offenbar der Kälte wegen einen halben Meter tief in den Boden eingegraben war, wies in seinem Innern nichts als eine Feuerstelle sowie einen Lagerplatz aus getrocknetem Paramogras auf. Wie mir der Führer mitteilte, gehörte die Hütte einem indianischen Hirten der Hacienda Chuquipoquio, dem sie als ständige Wohnung für sich und seine Familie dient. Es dauerte denn auch gar nicht lange, so erschien der Besitzer selbst in Begleitung seiner Frau und eines kleinen, etwa sechsjährigen Mädchens, das eine schwere Bürde schleppte. Trotzdem es eifrig kalt war, so daß wir selbst in unsern dicken Kleidern froren, liefen alle barfuß. Die Kleine trug einen langen Rock, der ihr bis zu den Knöcheln reichte und ihr in Verbindung mit dem abgehärteten Gesicht mehr das Aussehen einer alten Frau als eines Kindes verlieh.

Das Leben dieser Hochlandindianer ist ein so hartes und entbehrungsreiches, wie ich es nie zuvor gesehen hatte. Immer wieder, wenn ich diese abgearbeiteten, vergrämten Gestalten sah, mußte ich an die freien stolzen Wilden denken, die wir wenige Monate vorher am Äquinobien getroffen. Im Gegensatz zu diesen fehlt den Hochlandindianern jedes Selbstgefühl. Zuerst von den Inkas, dann von den Spaniern unterworfen und namentlich von den letzteren versklavt und ausgezogen, leben sie in stumpfsinnigem Gleichmut in den Tag hinein, zufrieden, wenn sie sich vor den Stürmen in ihre Erdlöcher verkriechen und den nagenden Hunger mit den Resten einer erbärmlichen Mahlzeit stillen können. Wie wenig gleichen doch diese menschlichen Ruinen ihren Vorfahren, den kriegerischen und unternehmungslustigen Puruhae, von deren Sitten und Gebräuchen in einem späteren Kapitel noch ausführlicher die Rede sein wird. Wie an vielen andern Orten



Unser Lama beim Aufstieg zum Chimborazo.

ist auch hier, um mit Koch-Grünberg zu reden, „der Pesthauch einer Pseudozivilisation“ über die rechtlosen braunen Leute ergangen und hat sie in Abhängigkeit und Elend gestürzt. Nur wenige der Hochlandindianer sind freie Bauern, die meisten stehen als Peones, d. h. Knechte der Hacienda, zu ihren Grundherren in einem Verhältnis, das dem der Sklaverei kaum nachsteht.

Welch ungeheure Ländereien der Großgrundbesitz umfaßt und wie in Ecuador überhaupt mit den rechtlosen Indianern verfahren wird, geht sehr deutlich aus der Schilderung hervor, die Dr. Adrian von dem Besitz der Familie Arcos entwirft. Diese Familie ist Hauptaktionär der Compania de estancos, d. h. der Gesellschaft, die für ganz Ecuador das Alkohol- und Tabakmonopol erworben hat. „Das Land dieses Grundbesitzers“, schreibt Dr. Adrian, „erstreckt sich in einem Streifen von zirka 55 Kilometer Länge von den höchsten Ketten der Westanden bis in die Nähe des Vinces-Flusses im Tiefland. In den Hacienden des Hochlandes wohnen die Indianer. Jede Indianerfamilie erhält dort von der Hacienda ein Stück Land, den Huasipongo, zum Wohnen und Bewirtschaften zugeteilt. Der Huasipongo begreift außer dem Platz, wo die Hütte steht, meist einen Kartoffelacker, ein Getreidefeld (meist Gerste) und ein Stück Weide oder Alfalfa (Luzerne) in sich. Damit kann sich der Indianer einige Schafe und Hühner halten, seltener ein paar Kühe, Ochsen oder Lamas. Die Produkte

des Guasipongo sollen seine Familie ernähren; die Wolle, die die Frauen selbst spinnen und weben, liefert die Überkleider. Für diese Nutznießung eines Stückes der Hacienda hat der Indianer die Pflicht, sechs Tage wöchentlich zum Tagelohn von 20 Centavos für die Hacienda zu arbeiten. Der Guasipongo kann daher nur durch die Frauen und Kinder besorgt werden. Baumwollstoffe und überhaupt alles, was der Guasipongo nicht liefern kann, muß der Indianer von der Hacienda kaufen; was er hierbei auf Kredit nehmen muß, übersteigt bei weitem seine Zahlungsfähigkeit, so daß er dauernd der Hacienda verschuldet bleibt und ihr samt seinen Nachkommen als Eigentum gehört. Ein solcher Leibeigener heißt *Concierto*."

Da im Paramo oben kein Holz vorhanden ist, sind seine Bewohner, wenn sie solches nicht aus den tieferen Gegenden herauf zu schaffen vermögen, für die Feuerung auf dürres Gras oder Stroh angewiesen. Dies war auch in der Hütte der Fall, in der wir vor dem Regen Unterschlupf gefunden hatten. Ich schlug vor, an Stelle des Kartoffelbreies, den die Frau bereiten wollte, ein Nachtessen aus meinem eigenen Proviant zu liefern. Mit der Strofeuerung hatte es aber seine Schwierigkeiten. Zwar füllte sich die Hütte im Handumdrehen mit dickem, heißem Rauch, allein die Wärmeentwicklung war nur gering. Immerhin kam das Wasser nach fast einer Stunde unausgesetzten Blasens endlich zum Sieden und wir hiel-

ten, auf dem kalten Boden sitzend, bei Tee, frischem Brot und Fleischkonserven ein frugales Abendmahl.

In der Zwischenzeit hatten sich die Nebel und die Regenschauer wieder verzogen, und als wir ins Freie traten, erstrahlten Chimborazo und Carihuairazo in den letzten rötlichen Strahlen der untergehenden Sonne, während die zu unseren Füßen liegende Ebene von Riobamba bereits im Schatten lag. Da das Lama sich vom Camino real weg fortgesetzt widerspenstig gezeigt hatte und der Indianer sich anerkbot, uns am folgenden Tage dessen Last nach dem Abbraspungopasse hinauf zu schaffen, beschloß ich, das Tier seinem Eigentümer zurückzusenden und mich für den eigentlichen Aufstieg mit dem Esel zu begnügen. Da dieser jedoch eine ausgesprochene Abneigung vor dem Paramo zeigte und wir befürchten mußten, daß er sich während der Nacht talwärts verziehen könnte, wurde er an einem langen Stricke in einer nahen Quebrada, d. h. Schlucht, verankert.

Vor dem Schlafengehen erzählte der Führer noch allerlei seltsame Geschichten vom Chimborazo, der in seinem Innern ganz mit Gold gefüllt sei. Ein „Indio de hielo“, d. h. einer der Indianer, die von der Schneegrenze oben regelmäßig Eis für die Gasthöfe in Riobamba unten holen, sei einst in eine Gletscherspalte gefallen und habe die ungeheure Menge des gleißenden Metalles dort deutlich gesehen, leider aber trotz vielem Suchen die Stelle nachher nicht mehr finden können. Seither seien noch viele da hinaufgezogen, aber der Chimborazo (der offenbar als Geist gedacht wird!) habe keinen mehr lebend aus seinem

Machtbereich herausgegeben. Über diesen Erzählungen, von deren Wahrheit der Führer steif und fest überzeugt war, schloßen wir trotz der nassen Kleider und der heftigen Windstöße, die draußen über den Paramo fegten, schließlich ein. Während der Nacht erwachte ich jedoch und bemerkte an Kopfschmerzen und Ohrensausen, daß sich bei mir die ersten Anzeichen der gefürchteten Soroche,



Straßenszene in Quito.

d. h. Bergkrankheit, geltend machten. Ich dauerte nun, daß wir für den Aufstieg bis zur Schneegrenze nicht Reittiere hatten mieten kön-

nen, die uns die Arbeit wesentlich erleichtert hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Brüderlichkeit.

Wir sind so stolz, wir sind so unnahbar
Und richten Schranken auf noch am Altar.

Wir sagen Bruder und wir glauben Feind
Und fühlen nicht, wie Hochmut uns versteint.

Wir Neunmalweisen, ach, wie sind wir klein!
Könnf' einer seines Nächsten Bruder sein!

Rudolf Häggi.

s' Christchindli.

's Myli hett fürs Läbe gern emal 's Christchindli g'seh, und wo 's wider gag dr Wiehnacht g'gange-n-ist, so hät es jede Tag wider g'fröget: g'jehn i ächt dasmal 's Christchindli, wänn's chunnt cho 's Bäumlü bringe? Und alli Nacht hät es traumt, daß 's Christchindli cho sei, und es hät's g'jeh i ihm silberwyße Chleid, mit ihm liebliche Engelsg'sichtli, mit goldige Locke und mit eme Gloriesch, wo herrlicher glänzt und g'lüüchtet hät weder d'Sternli am Himmel.

Und Auge hät das Christchindli g'ha, so wunderchöni, daß me's gar nüd hett chönne b'schrybe. Aber immer, wänn's Myli hät welle mit em rede, und's ganz vo Nüchem aluege, so isch-es verschwunde.

's Myli hät das guet bigryffe, 's Christchindli dörf halt ebe nu a dr Wiehnacht uf d'Erde-n-abe cho, aber dänn dörf me's au aluege, und mit em rede, und dänn g'hört me au s's Stimmlü, wo tönt wie 's Glöggli am Christbaum. O, wänn's nu eimal, nu en einzig, einzig's Mal chäm, hät's Myli 'bättlet, und syni Muetter hät ihm z'lekt versproche, si well em Christchindli schrybe.

Das ist zwo Wuche vor dr Wiehnacht g'sh. 's Myli hät gar nüd dra dänkt sich öppis z'weusche, es hät alles vergässe über dr Freud, daß dasmal würkli 's Christchindli zue-n-em chömm. Das ist bim Nschlase syn letzte und bim Erwache syn erste Gedanke g'sh und immer hät em s's Herzli so glüekli klopfet debh. Alli Augesblick hät es d'Gändli g'faltet und bättet: „Liebe Gott, gäll Du schickst mer 's Christchindli, i will au ganz sicher immer brav und artig sh.“

Se näher daß d'Wiehnacht cho ist, um so größer ist em Myli s's Glück worde. Hundertmal hät es sich vorg'stellt, wie das sh merdi,

wänn es dänn das g'heimnisvoll Ruusche vom Christchindli shne wyße Flügle g'höri, wänn es is Zimmer schwäbi und di ganz wiehnächtlich Himmelsluft mitbringi. Und wänn es dra dänkt hät, daß es dänn würkli und wahrhaftig chönn mit em rede, dänn isch es ihm g'sh, es chömm sälber Flügeli über, und s's Herzli ist so voll Glückseligkeit g'sh, daß ihm uf eimal zwei Hugelrundi glitzerigi Träne über d'Wäggli abe g'ruget sind. Die Tränli händ halt näbet all dere Freud und all dem Glück gar niene meh Platz g'ha, drum sind s' g'schwind im Myli syni Neigli use kräsmet und use und furt.

De Wiehnachtsabig ist cho. 's hät dunklet und 's Myli ist ellei im Stübli am Fenster g'stande und hät an Himmel use g'lueget, wo eis Sternli ums ander langsam vüre cho und wie-n-es Wiehnachtscherzli stah blibe-n-ist. Jek, iek mueß 's Christchindli cho! Hät's nüd g'ruefchet? Los! 's Glöggli!!

's Myli dörf i d'Wiehnachtsstube cho.

Es springt nüd, wie just, mit zwee Gümpe über de Gang, es lauft ganz manierli. Wer wett au anderst chönne, wä-me weiß, daß me dem Inbhäftige Christchindli etgäge geht!

Sells Diecht chunnt us dr Lüre, und wird no heller, wo 's Myli i d'Stufe ine chunnt. Am Christbaum händ villi Dohed Chertzli brännt, und d'Luft ist voll vom wundervollste Wiehnachtsgruch g'sh. Und det, näbet em Christbaum! dem Myli syn Herzschlag hät usg'sekt... 's Christchindli! Es schön's Christchindli, mit ere goldige Chron und-eme wyße Schleier. Es chunnt em Myli es Schrittli etgäge und streckt em d'Hand. „Nu, seist em Christchindli nüd grüeki?“ mahnet d'Muetter.